**Die Lügentante**

Lion Feuchtwanger

So oft Tante Melittas Besuch erwartet wurde, wußten wir Kinder, daß uns eine kleine, erfreuliche Sensation bevor­stehe, doch mit unangenehmem Nachspiel.

Tante Melitta war eine mittelgroße Dame, ziemlich mager, mit einem kühnen Gesicht, mit schwarzem Haar, schon reichlich angegraut, wiewohl sie erst in den Dreißigern war, und mit hellen, starkblickenden Augen, die manch­mal einen sonderbar abwesenden Ausdruck annahmen. Tante Melitta – sie war übrigens keine richtige Tante, sie war eine Kusine meines Vaters – pflegte, wenn sie kam, jedem von uns etwas mitzubringen, nichts ›Nützliches‹, sondern etwas angenehm Überflüssiges. Zudem wußte sie interessant zu erzählen. Sie hatte viel gesehen, Städte und Menschen, und vor allem, wenn sie von Bäumen und Blu­men sprach – sie war Botanikerin – dann war das nicht langweilig wie in der Schule, sondern es waren spannende Geschichten. Das Leben gewisser fleischfressender Pflan­zen, wie sie es darstellte, war voll von sensationellen Abenteuern, und wenn sie vom schnellen Wachsen tropi­schen Urwaldes erzählte, hörten wir atemlos zu. Beson­ders deutlich geblieben ist mir eine Geschichte, die sie uns vier oder fünf Mal erzählen mußte, die Geschichte einer spanischen Expedition aus dem siebzehnten Jahrhundert, die sich im Urwald verirrt, und um die nun der Urwald zuwächst, so schnell, daß bald der eine vom andern durch die wild wachsende Vegetation getrennt wird. Sie können sich, die einzelnen, am Ende nicht mehr rühren, sie wer­den im Wortsinn vom Wald eingesogen.

Noch viel spannender aber war es, wenn Tante Melitta von Dingen erzählte, die ihr jeweils in den allerletzten Tagen zugestoßen waren. Es gab nämlich keinen zweiten Men­sehen, dem so viel passiert wäre wie ihr. Da hatte sich etwa ein Selbstmörder aus dem Fenster gestürzt und sie bei sei­nem Todessturz mit umgerissen. Oder es war beim Trans­port eines Wanderzirkus eine Schlange entkommen, hatte sie gänzlich umwickelt, und sie war erst im letzten Augen­blick gerettet worden. Ein Verrückter hatte sie für ein Mo­nument gehalten und sie bedroht, er werde sie erschießen, wenn sie sich bewege, da sie doch ein Monument sei. Sol­cher Art waren die Dinge, die ihr in jeder der kurzen Zeit­spannen zwischen ihren Besuchen zustießen.

Sehr bald hatten wir heraus, daß die Tante, welche doch Länder und Menschen und vor allem Pflanzen mit wissen­schaftlicher Akribie beschreiben konnte, diese Geschich­ten einfach erfand. Sowie wir das entdeckt hatten, ver­suchten wir, sie in Widersprüche zu verwickeln und sie in immer wüstere Fantastereien hineinzutreiben. Sie arbei­tete sich ab, die Wahrheit ihrer Abenteuer zu erweisen, ihre hellgrauen Augen blickten immer stärker, sie schau­ten in die Ferne, als suchten sie dort ein neues Detail, vor­gehaltene Widersprüche zu überbrücken. Zuletzt aber, in die Enge getrieben, saß sie da mit erloschenen Augen, mutlos, geradezu verzweifelt, und wir verspürten eine tiefe Genugtuung: jetzt war sie bestraft für ihre Verlogen­heit.

Wir hatten unsern Spaß daran, sie herauszufordern. Bald nach ihrer Ankunft jeweils fragten wir sie, ob ihr denn gar nichts Interessantes zugestoßen sei in dieser letzten Wo­che, und wir beobachteten mit grausamem Vergnügen, wie sie auswich, wie sie sich wehrte gegen die Versuchung, eine ihrer fantastischen Geschichten zu erzählen. Wir aber gaben keine Ruhe, bis sie sich am Ende – aufatmend und beglückt erlebten wir’s – nicht mehr bezwingen konnte. Es brach aus ihr heraus, sie mußte erzählen, sie erzählte. Und dann begann der zweite Teil. Wir zeigten ihr unsern Unglauben, wir setzten ihr zu und quälten sie, sie vertei­digte ihre Lügen, nicht etwa amüsiert, sondern ernsthaft, und wir verhehlten nicht unsere böse Freude, wenn sie schließlich dasaß, beschämt, in Not, die überführte Lügnerin.

Man redete uns freundlich zu und mit Strenge, dieses böse Spiel zu unterlassen. Doch kein Verbot nützte und kein guter Wille. Es kitzelte einen, Tante Melitta nach ihren Erlebnissen von heut und von gestern zu befragen. Und wir beobachteten, daß die Eltern selber gegen ihren Willen sich hinreißen ließen und gespannt miterlebten, wie die Tante zuerst Widerstand leistete, starken, immer schwä­cheren, und wie sie schließlich der Verlockung nachgab. Als ich ein wenig älter geworden war, nahm mich mein Vater beiseite und redete mir ernsthaft ins Gewissen. Er­klärte mir, auf welche Art die sonst so vernünftige Tante Melitta zu ihrer Schrulle gekommen war. Sie war in sehr jungen Jahren, unmittelbar nachdem sie geheiratet hatte, mit ihrem Mann, einem Botaniker, nach China gegangen, wo er eine Anstellung als Sachverständiger einer großen Plantage gefunden hatte. Dann, bald nach ihrer Ankunft, war der Boxer-Aufstand losgebrochen, der Mann war auf gräßliche Art umgekommen, sie war als eine der wenigen Weißen gerettet worden, aber in bösem Zustand, völlig verstört. Was ihr zugestoßen war, hatte man nie aus ihr herausbekommen können. Eine Zeitlang war sie in einer Anstalt verschwunden. Seit ihrer Entlassung war sie so wie jetzt. Niemals sprach sie über die Ereignisse von da­mals, und wenn die Rede auf China kam oder auf Bege­benheiten, die Ähnlichkeit hatten mit dem, was sie erlebt haben mochte, dann versteinte sich ihr Gesicht, und sie verließ bald die Gesellschaft. Offenbar verspürte sie einen Zwang, von ihrem schauerlichen Abenteuer zu sprechen, doch auch eine unüberwindliche Hemmung. Ihre Lügen­geschichten waren nichts als ein Ventil, durch das sich ihre Not Luft machte.

Allein bei allem Respekt vor der gescheiten, freundlichen Tante Melitta und bei allem Mitleid mit ihrem Schicksal blieb es faszinierend, das Phänomen ihrer Lügnerei zu er­leben, es hervorzurufen, es andern vorzuführen. Erst mit zunehmenden Jahren sah ich an der Schrulle der Tante we­niger das Interessante als das Bemitleidenswerte. Von da an suchte ich ihr nach bestem Können zu helfen. Ich fand bald heraus, daß nichts sie mehr schmerzte, als wenn man sie zwang, Beweise für ihre Geschichten zu bringen, oder wenn man sie auf Widersprüche festlegte. Dankbar aber war sie, wenn man auf ihre Geschichten zunächst schein­bar einging, um dann sachte von anderm zu reden.

Später, als sich herausstellte, daß mir ein gewisses Darstel­lungstalent eignete, hatte ich in Tante Melitta eine kluge, verständige, wohlmeinende Beraterin. Sie drängte darauf, daß ich in dem, was ich schrieb, unter allen Umständen bei der strikten inneren Wahrheit bliebe. Sie entdeckte mit un­fehlbarer Sicherheit den kleinsten Schwindel. Ich habe ihr viel zu verdanken.

Es kam Hitler. Tante Melitta, wiewohl man sie vermutlich in Ruhe gelassen hätte, ertrug die große Lüge nicht, zu welcher das Leben in Deutschland geworden war. Sie ging nach Frankreich. Dort setzte sie ihr gewohntes Dasein fort, ihre Botanisiererei und ihre Lügenerzählungen.

Es kam der Krieg, es kam der Einbruch der Nazi. Tante Melitta blieb zu lange, sie wurde, als die Nazi kamen, von den französischen Behörden interniert. In einem französi­schen Lager interniert zu sein, war bestimmt kein Spaß für die alte Frau. Die Sterblichkeit dort war höher als an der französischen Front.

Zuletzt traf ich Tante Melitta in New York. Sie hatte sich herübergerettet, stark gealtert. Sie war in Gesellschaft zweier Frauen, die mit ihr in Frankreich interniert gewe­sen waren. Die Frauen erzählten von ihren schauerlichen Erlebnissen. Wie man im Lager habe hungern müssen, wie dort die Dysenterie gewütet habe, wie man, wenn man sich zur Latrine schleppte, im Schlamm stecken geblieben sei, wie die andern, wenn eine Frau in den Wehen lag, ihr bißchen laue Kaffeebrühe nicht bekamen, weil das warme Wasser für die Wöchnerin benötigt wurde. Tante Melitta wies ihre Gefährtinnen zurecht. »Hört doch auf, es war alles nur halb so schlimm,« sagte sie und sprach von ande­rem. Später erzählten mir die Frauen, wie tatkräftig und hilfreich sie sich im Lager erwiesen habe.

Viele suchten Tante Melitta auf, beglückwünschten sie, fragten sie nach ihren Erlebnissen. Sie lehnte heftig, gera­dezu grob ab, davon zu erzählen. Dafür erzählte sie wieder ihre Lügengeschichten, jetzt aber dem Leben des Landes angepaßt. Da hatte sie etwa auf einer Bank im Central Park zwei Nazi-Spione belauscht bei einem Plan, gleichzeitig die Douglas-Werke in Santa Monica und die Synagoge in der Fünften Avenue in New York in die Luft zu sprengen, und seither wurden ihr auf rätselhafte Art immerzu die Reifen des kleinen Wagens aufgeschnitten, den sie für ihre botanischen Streifereien benützte. Ein andermal hatten zwei Burschen sie entführt, und als sie merkten, daß bei ihr nichts zu holen war, hatten sie gewettet, wie hoch sie, die Alte, springen könne, und hatten sie gezwungen, so lange zu springen, bis sie ohnmächtig wurde.

Es war seltsam, derlei bizarre Erzählungen aus dem Mund der alten Dame herauskommen zu hören. Man hatte ihre Narretei bald entdeckt, man hatte seinen Spaß daran und reizte sie zur Erfindung immer neuer Abenteuer. Es ging ihr auf dieser Seite des Ozeans wie auf der andern.

Vor kurzem ist sie gestorben. An einem Gericht giftiger Pilze; Zufallsbekannte hatten sie ihr geschenkt, die sie bei einem ihrer botanischen Streifzüge getroffen hatte. Zuerst wollte niemand recht die Geschichte glauben; man nahm an, ein Reporter sei ihr aufgesessen. Aber dann erwies sich, daß sie, die Botanikerin, in Wahrheit so gestorben war. Dieser ihr Tod war ihr drittes und letztes wirkliches Abenteuer.